



Mit Worten jonglieren können Jan Böhmermann (links) und Olli Schulz vortrefflich, mit Äpfeln und Zitronen anscheinend auch. Ihre Radiosendung könnte daher „Süß & Sauer“ heißen. Heißt sie aber nicht, sondern „Sanft & Sorgfältig“. Foto: ribb

Ein Spätsommersonntag in Berlin. Auf einem Fest von Radio Eins haben Jan Böhmermann und Olli Schulz gerade zwei Stunden lang live auf der Bühne ihre Sendung „Sanft & Sorgfältig“ präsentiert. Vor mehreren hundert Fans haben sie über die Flüchtlingspolitik debattiert, einen Rap improvisiert und einem Zuhörer seine Jacke abgeschwatzt. Seit drei Jahren machen sie das jeden Sonntag so, und doch ist es immer wieder anders.

Die beiden sind ein unwahrscheinliches Gespann. Böhmermann gilt seit Jahren als größtes Talent des deutschen Fernsehens, mit seinem „Neo Magazin Royale“ gibt er mit Verve und Intellekt den Unruhehister in einer saturierten Branche. Der eigenwillige Liedermacher Schulz hat einen späten Quereinstieg ins Medium vollzogen und Shows wie „Circus Halligalli“ oder „Schulz in the Box“ mit sympathischem Anarchismus geprägt. Beim Interview im Zelt neben der Bühne fläzt sich Schulz entspannt aufs Sofa. Böhmermann, wie stets im Anzug, sitzt aufrecht wie ein Konfirmand daneben und nestelt mit einer Hand am Gurt seiner Tasche.

Herr Schulz, Herr Böhmermann, Sie haben gerade Radio auf der Bühne gemacht und zwei Stunden fast pausenlos geredet. Wie anstrengend ist das? SCHULZ: Mich strengt das mehr an als im Studio, weil ich denke, die Leute haben bei so etwas eine bestimmte Erwartungshaltung. Und im Studio kann man – dadurch, dass wir nicht mehr live senden – immer ein bisschen schneiden. Obwohl erstaunlich wenig herausgeschnitten wird, immer nur die ganz krassen Sachen. BÖHMERMANN: Der Performance-Zwang auf der Bühne ist größer. Es ist anstrengender als sonst, aber immer noch nicht vergleichbar mit einer 40-Stunden-Woche am Hochofen.

Sie, Herr Böhmermann, haben schon mit siebzehn Ihre ersten Artikel für die Lokalpresse geschrieben. Nun, mit Mitte dreißig, haben Sie ein knappes Dutzend Fernsehsendungen moderiert oder produziert. Ihre Medienkarriere, Herr Schulz, hat erst mit Ende dreißig richtig begonnen. BÖHMERMANN: Olli ist durch mehrere unglückliche Umstände ins Fernsehgeschäft reingeraten, und er kann sich nicht so richtig davon trennen, weil er weiß ... SCHULZ: ... es gibt Geld. BÖHMERMANN: Es gibt einfach verdientes Geld für wenig Arbeit. Ollis Traumjob.

Bis zum Alter von 35, haben Sie mal gesagt, sei Ihnen alles egal gewesen. SCHULZ: Ja, ich verfallte aber auch gern in die Pose des Slackers. Hand aufs Herz:

„Ernst nehmen soll man andere“

Seit drei Jahren machen Jan Böhmermann und Olli Schulz eine Radioshow, für die sie verehrt und gehasst werden. Bald kommt ein Fernseh-Talk hinzu. Ein Gespräch über Moral, Freundschaft und Hass im Internet. *Von Michael Graupner und Jörg Thomann*

Ich war schon mit 18 Musiker und wollte erfolgreich werden, habe mich aber nicht berufen oder talentiert genug gefühlt. Aber ich habe immer sehr viel darum gekämpft, Geld zu verdienen.

Auf jeden Fall scheinen Sie sehr unterschiedliche Temperamente zu sein. BÖHMERMANN: Total. Ich bin eher ein Kopf-Typ und denke viel nach. Olli denkt auch viel nach, aber er ist der Impulsive und Emotionalere von uns beiden. Ich bin eher jemand, der gerne allein ist. Ich habe einfach keinen Bock auf Leute. Das hat Olli auch nicht, aber er ist trotzdem ständig von Leuten umgeben. Olli ist überall, und ich bin nirgends.

SCHULZ: Dadurch, dass Jan jede Woche eine Fernsehsendung macht, setzt er sich mit allem auseinander. Manchmal bin ich genervt davon, dass ich nicht hinterherkomme, weil Jan so schnell ist. Mit 34 war ich eigentlich auch so schnell, aber da wollte keiner, dass ich so etwas mache. Andererseits finde ich es ganz gut, dass ich dann manchmal die Meinung des Volkes vertrete ... BÖHMERMANN: Wer Olli in einer Fernsehsendung zu Gast hat, kann sich glücklich schätzen, denn dann gelingt die Sendung. Ich kenne niemanden, der so ein guter Gast ist.

SCHULZ: Oder es wird außerordentlich unangenehm, was manche Leute dann aber auch wieder gut finden.

In Ihrer Radiosendung reden Sie zwei Stunden lang über Gott und die Welt, anscheinend ohne großes Konzept; ein Kollege schrieb mal von einem „Marathon des Dummquatschens“. Wie ernst müssen wir die Sendung nehmen?

BÖHMERMANN: Gar nicht. Natürlich gibt es manchmal ernste Stellen, und dann

hat die Sendung für uns auch therapeutischen Wert. Aber ich werde ganz gern nicht ernst genommen, einfach weil man dann nichts falsch machen kann. Ernst genommen werden sollen andere.

Während der Sendung essen, schmatzen und rülpfen Sie, und Sie treiben Späße, die Sie selbst als „Pimmelwitz“ bezeichnen. Warum tun Sie den Hörern das an?

SCHULZ: Weil der Hörer schlau genug ist zu kapieren, dass nicht nur Idioten Pimmelwitze machen, sondern auch Leute aus einer höheren Bildungsebene – wobei ich mich nicht dazuzähle. Unser Humor ist manchmal krass, aber das heißt nicht, dass wir menschenverachtend leben. Ich bin in Fernsehsendungen besoffen aufgetreten, weil es perfekt gepasst hat, trotzdem verachte ich Saufrkultur.

■ JAN BÖHMERMANN

Polizistensohn aus Bremen, geboren 1981, begann nach dem Tod seines Vaters früh damit, eigenes Geld als Journalist zu verdienen. Lebt mit seiner Familie in Köln. **Volontär bei der ARD.** Danach Mitwirkung bei Sendungen wie „TV Helden“, „Harald Schmidt“, „Roche & Böhmermann“. Grimme-Preis fürs „Neo Magazin“, das seit 2015 „Neo Magazin Royale“ heißt und bei ZDFneo sowie im späten ZDF läuft. **Die Radiosendung** „Sanft & Sorgfältig“ läuft seit drei Jahren sonntags auf Radio Eins, außerdem bei You FM, N-Joy, Puls, Dasing und Bremen Vier.

BÖHMERMANN: Wir gehen davon aus, dass die Leute ein gewisses zivilisatorisches Grundgerüst in sich tragen. Man kann bei den meisten gewisse Dinge vorsetzen, und wenn man das nicht tut, wird man verrückt. Wenn ich einen Witz über jemanden mache, der im Rollstuhl sitzt, dann kann ich nicht bei null anfangen. Da ist vorausgesetzt, dass ich – nicht aus eigener Erfahrung, sondern in der Anschauung – sein Schicksal erfasse und dass das natürlich kein leichtes Leben ist. Das heißt nicht, dass man dem mit Verachtung begegnet. Wir sind keine Zyniker.

Man könnte Sie auch im Gegenteil als Moralisten bezeichnen. Sie wettern gegen Handywahn, gegen Bierbikes, gegen Leute, die ihre Kinder auf Schulen schicken, in denen es keine Migranten gibt ...

■ OLLI SCHULZ

Hamburger, geboren 1973, wohnt mit seiner Familie in Berlin. **Musiker** bei der Band „Olli Schulz und der Hund Marie“ – Debütalbum „Brichst Du mir das Herz, dann brech' ich Dir die Beine“ –, anschließend solo unterwegs. Mit „Mach den Bibi“ 2009 fünfter Platz beim Bundesvision Song Contest. **Fernsehstar** unter anderem dank „Circus Halligalli“, wo er als „Charles Schulzkowski“ auftrat, und der Improvisationsshow „Schulz in the Box“. **Die Talksendung** „Schulz & Böhmermann“ läuft vom Januar 2016 an bei ZDFneo.

BÖHMERMANN: Auf der anderen Seite sind wir doch selber nicht besser. Wir hängen die ganze Zeit am Handy und wollen trotzdem, dass die Kinder nicht mit ungewaschenen Haaren durch die Gegend laufen. Trotzdem kann man das ja reflektieren, aber es ist nicht als moralische Botschaft zu verstehen.

In der Debatte über Flüchtlinge und Fremdenhass scheint plötzlich jeder Prominente eine Haltung haben zu wollen. Ist das gut?

SCHULZ: Ich bin da sehr zwiespalten. Es gibt immer wieder Leute, die das für ihr eigenes Ego instrumentalisieren. Viele sagen: „Nazis sind Scheiße“ – das ist mir zu wenig. Das habe ich mit 19 bei der Antifa auch gebrüllt, bis die Goldenen Zitronen, eine Band, die ich immer geschätzt habe, gesungen haben: „Nazis raus – ja, wohin denn?“ Hier gehören sie hin, denn hier kommen sie her.

Ist es dann kontraproduktiv, wenn 200 Leute in der „Bild“-Zeitung sagen: Helft den Flüchtlingen?

BÖHMERMANN: Ach, das ist ... ich würde sagen: Alles, was in der „Bild“-Zeitung stattfindet, ist in gewisser Weise kontraproduktiv.

SCHULZ: Man will sich auch nicht einfach mit Kai Diekmann solidarisieren.

Dem „Bild“-Chefredakteur.

BÖHMERMANN: Wobei ich in meinem Job viel gemein habe mit Kai Diekmann. Für den Boulevardjournalismus wie auch für mich gilt die Regel: Alles, was öffentlich stattfindet, kann verwendet werden, um einen Treffer zu landen. Aber für Boulevardjournalismus hätte ich einfach zu viele Skrupel. Da muss man schon ziemlich eiskalt sein.

Sie sind mit „Sanft & Sorgfältig“ Wegbegleiter einer Generation, die zwischen Windows 95 und den YouTube-Stars aufgewachsen ist und nicht genau weiß, wo es in dieser digitalen Welt hingehen soll. Spüren Sie da eine Verantwortung?

SCHULZ: Wir sollten nicht anfangen, uns darüber Gedanken zu machen, denn dann würden wir versuchen, zu funktionieren. Dadurch, dass wir uns nie groß absprechen, schaffen wir vielleicht mehr, als wenn wir anfangen würden, pädagogische Leitfäden zu spinnen.

Der Youtuber Sami Slimani, den Sie, Herr Böhmermann, gern aufs Korn nehmen, nennt sich selbst einen „Influencer“. Das sind Sie doch auch. BÖHMERMANN: Influenza ist auch ein anderes Wort für Grippe. Wenn du so weit denkst, dann ist der nächste Schritt zu sagen, ich nehme jedes Werbeangebot an und mache jeden Scheiß mit.

Fortsetzung auf der folgenden Seite

■ AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER





Bergbauer, da hat jeder gleich ein Bild vor Augen: Bei Peter bestätigt sich kein Klischee. Er ist 21. Als er den Hof übernahm, war er 19.



Nicht wie Ferien auf dem Bauernhof: Der Spezies Bürotyp wird hier nichts geschenkt.



Den Gürtel enger schnallen, à la Suisse.



Pflicht und Idyll: Peters Hof.



Schweiß, Tränen, Kuhmist: Beim Arbeiten im Stall findet unser Autor Philipp Daum Entspannung, zumindest nach einer Weile.

FORTSETZUNG VON SEITE 9

„Ernst nehmen soll man andere“

Herr Schulz, Sie stehen den ganzen sozialen Netzwerken skeptisch gegenüber. Was schreckt Sie ab?

SCHULZ: Ich möchte keinen Menschenhass entwickeln. Wenn ich zu viel bei Facebook lese, auch bei Freunden oder Leuten, die ich eigentlich schätze, dann fange ich an, mich zu ärgern. Ich finde, das Internet macht viele Menschen verrückt. Jan kann damit umgehen und hat da leider auch eine deutlich sadistische Ader als ich, er regt die Leute gern mit irgendeinem Post auf. Mir sagen die Leute dann: Da hat dein Freund Böhmerrmann ja wieder schön was angerichtet. Und ich so: Was hat er denn gemacht? Ich weiß das meistens nicht.

BÖHMERMANN: Ich sage es ganz offen: Ich habe bei allen großen Tageszeitungen online mehrere Troll-Accounts. Ich werde auch dieses Interview, wenn es erscheint, mit Hasskommentaren versehen: „Guck ihn dir an, den arroganten Schnösel.“

SCHULZ: Das würdest du schreiben? Um dich selbst zu kasteien?

BÖHMERMANN: Es geht nicht um Selbstkasteiung. Es geht darum, dass ich einen Riesenspaß daran habe, mit so einfachen Mitteln, mit nur einem Computer, die Meinung im Internet zu beeinflus-

sen. Dafür musst du nicht mal wie Wladimir Putin irgendwelche Studenten in einem Bunker beschäftigen.

Wir werden das kontrollieren. BÖHMERMANN: Können Sie machen. Der große Diskurs über politische und kulturelle Themen findet eben nicht mehr über irgendwelche Feuilleton-Artikel statt, sondern in den sozialen Netzwerken – deshalb ist es für mich essentiell, dort zu sein.

Sie beide kokettieren oft damit, dass Sie aus einfachen Verhältnissen stammen. Sie, Herr Schulz, sind bei Ihren Urgroßeltern aufgewachsen und erst mit neun zu Ihren Eltern gezogen.



SCHULZ: Das habe ich noch nie groß thematisiert. Wenn ich irgendwann vielleicht mal eine Dokumentation über mein Leben mache, dann erzähle ich das alles gerne einmal. Aber man kann nicht immer alles auf die Kindheit oder die Jugend zurückführen.

BÖHMERMANN: Ich stamme aus dem aufstiegsorientierten Arbeitermilieu. Der Satz „Euch soll es mal bessergehen als uns“ ist mir noch gut im Ohr. Mein Vater war Polizist und ein extrem reflektierter Gerechtigkeitsfreak. Wir wussten schnell, wo oben und wo unten ist, und ich habe ein Koordinatensystem über Dinge wie Ehrlichkeit, zwischenmenschliche Positionen, die man so mitbekommen hat.

Das hilft bei Ihrer Arbeit.

BÖHMERMANN: Es hilft bei der Arbeit und im Leben. Ich bin wahnsinnig froh, dass ich nicht komplett irre geworden bin in meinem Job, der extrem anstrengend und verrückt ist. Wenn du da nicht einigermaßen stabil gebaut bist, kann das schnell nach hinten losgehen.

Einem Ihrer Vorgänger als Sidekick von Harald Schmidt, Oliver Pocher, hat man angemerkt, dass er gern Pop-

Stall ausmisten, das sagt sich leicht

Bergbauer, das klingt nach Romantik und Freiheit. Doch weil viele Bauern in Not, überarbeitet oder überschuldet sind, machen sich freiwillige Helfer auf in die Berge – wie unser Autor *Philipp Daum*. Er lernte viel über das Leben auf der Alm. Und über sich selbst.

Von seinem Vater hat Peter 43 Kühe, 19 Kälber, zwei Stiere, 125 Hektar Land und ein kleines Feld übernommen, auf dem ein Fluch liegt. Drei Jahrzehnte lang hatte der Vater dieses Land bewirtschaftet und nie, in keinem einzigen Jahr, blieb das Heu trocken. Nachdem Peter den Hof übernommen hatte und es nach einem völlig verregneten Sommer 2014 so aussah, als hätte er sich endlich freigestrampelt, mähte er das Heu in diesem Bezirk an einem strahlend blauen 15. Juli. Am 16. Juli wendete er es im Sonnenschein. Am 17. Juli schob er es zusammen und wartete auf die Männer aus Bern, die das Heu zu Ballen pressen sollten. Als sie nachmittags um Punkt drei Uhr ankamen, fing es an zu regnen. Der Fluch blieb ungebrochen.

Am Ende dieser Woche werde ich denken, dass es nicht nur das Feld ist, das heimgesucht wird.

Aber erst einmal stehe ich vor einem dreieinhalb Meter hohen Heuhaufen, mit einer Heugabel in den Händen. Das Heu kommt glücklicherweise nicht vom verfluchten Feld, es ist grün und saftig und konnte vernünftig trocknen. Ich soll die Kühe füttern, die eine Etage weiter unten im Stall angebunden sind. Füttern, das heißt, das Heu durch 42 Luken vom Dachboden nach unten zu stopfen. Es ist halb sieben Uhr morgens, das Licht schummrig, das Heu wüzig und von unten, wo Peter gerade die Kühe melkt, kommen Staumeldungen aus dem Stallradio. Nach den ersten fünf Luken mache ich Pause und stütze mich auf die Heugabel. Nur einen Moment ausruhen. Nur kurz die Augen zumachen. Ich schrecke auf, als eine Spinne ihr Netz zwischen einem Dachbalken und meiner Stirn spinnt.

Die Schweizer Caritas hatte mich ja gewarnt: „Seien Sie sich bewusst, dass bereits einige Arbeitstage auf dem Bauernbetrieb sehr streng sein können, wenn Sie körperlich anstrengende Arbeiten nicht gewohnt sind“, hieß es auf der Website.

Die Caritas hatte mich hergebracht. Sie vermittelt seit 1977 Helfer an Bergbauern, die sich in einer „schwierigen Situation“ befinden. Peter und seine Frau Bettina sind in einer sehr schwierigen Situation. Vor zwei Jahren starb Peters Vater, vor einem Jahr kam ihr Sohn Daniel zur Welt. Während sich seine Frau Bettina um Daniel, den Haushalt und die Buchhaltung kümmert, muss Peter Kühe melken, füttern, Heu ernten, wenden und verladen, eine baufällige Scheune abreißern, Unkraut jäten, den Stall renovieren. Peter ist allein, nur sein Schwiegervater hilft manchmal. Peter ist 21 Jahre alt. Viele der Caritas-Helfer kommen aus Deutschland, aus Großstädten, und sehnen sich nach Abwechslung zu ihren

Bürojobs. Die Anzahl der Freiwilligen in Bauernfamilien schwankt laut Zahlen der Schweizer Caritas jedes Jahr. Aber die Tendenz ist steigend. 2001 erklärten sich 394 Freiwillige bereit zu helfen. 2014 waren es 688, verteilt auf 94 Höfe.

Ich bin ein prototypisches Exemplar dieser Spezies Bürotyp mit wachsender Sehnsucht nach Entschleunigung und einer anderen Art von Arbeit, zumindest auf Zeit, für eine Woche. Die einzige körperliche Arbeit, die ich in meinem Leben verrichtet habe, war in der Gemüseabteilung eines Biosupermarktes. Nach einer Woche ließ mich mein Chef Mohammed an die Kasse versetzen, als sich herausstellte, dass ich Feldsalat nicht von Kopfsalat unterscheiden konnte.

Irgendwie hat jeder sofort ein Bild im Kopf, wenn man „Bergbauer“ und „Schweiz“ hört. Man denkt an lange Bärte, Hüte, Gesichter wie Walnüsse. Als Peter mir das erste Mal gegenübersteht, denke ich: Er sieht so jung aus wie die aufgehende Sonne. Ein rundes glattes Gesicht, rosige Wangen, rostblonde Haare, die in den sonnenverbrannten Nacken übergehen. Er ist fast 1,90 Meter groß, er wiegt 125 Kilo und wirkt dabei überhaupt nicht dick. Peter ist nicht nur Bergbauer, er war auch lange Schwinger. Schwingen ist die Schweizer Variante von Ringen, bei der man den Gegner statt an den Schultern an der Hose packen muss. Dass Schwingen ein traditioneller Bauernsport ist, kann man schon an den Preisen sehen, die es zu gewinnen gibt. Folgendes hat Peter, ehemaliger Meister der Südwestschweiz, in seiner Karriere gewonnen: ein Rind, ein Fohlen, einen Fernseher, ein Radio, vier Holzbänke zum Bepflanzen, drei Holzbänke, 71 Glocken, drei Kälber und einen „mittelgroßen“ Stier. Dieser Mann also steht vor mir, sagt „Sälü“ und gibt mir die Hand.

Das Land, das Peter bestellt, liegt zu beiden Seiten der geschlängelten Grenze der Kantone Bern und Freiburg. Zu ihm gehört ein Betrieb im Tal und eine Alm auf 1200 Metern. Jeden Sommer, von Mai bis September, wohnt die Familie dort mit den Kühen. Eine Woche lang werde ich hier verbringen, in einem großen Haus aus dunklem Holz, mit roten Blumen und Schweizer Fahnen auf der Holzbalustrade, bedeckt von einem Dach aus moosigen Steinschindeln. Drinnen ziehen sich Furchen durch den Steinboden, vorbei am wuchtigen Holztisch und der Wohnküche. Seit kurzem hat das Haus neben dem Plumpsklo einen Anbau mit Toilette – „Alpenluxus“ nennt Bettina das. Ich beziehe die Kammer im ersten Stock direkt neben dem Heuboden. Von meinem Fenster aus kann ich die Kühe sehen, wenn sie abends aus dem Stall getrieben werden.

Tag eins beginnt morgens um sechs Uhr. Meine erste Aufgabe: Kühe von der Weide in den Stall treiben. Peter macht es vor: Er schreit und geht aus der stallabgewandten Richtung auf die Kühe zu. Im Grunde einfach. Mir soll Haushündin Bella, 6 Jahre, dabei helfen. Sie macht das gut, aber leider nach fünf Kühen Pause. Ich kann sie nicht dazu überreden, auf den Hang zu steigen, wo die letzten Kühe grasen. Also steige ich nach oben, besinne mich auf meine bayerische Herkunft und rufe „Gehmmaghehmma“ (Peter hatte das einfachere „Heeeyyy“ und „Hüüüüü“ gewählt). Nach einer halben Stunde sind alle Kühe im Stall – bis auf zwei, die sich ganz oben versteckt haben. Während ich den Kühen Heu gebe, übernimmt Peter das Melken. An diese Königsdisziplin darf ich mich nicht wagen; das Risiko, dass ich die Melkmaschine falsch bediene und die Milch verdirbt, ist zu groß.

Was am ersten Tag sonst noch passiert: Frühstück (Joghurt, Kuhmilch, Brot mit „Rauchbröckli“, geräuchertem Schinken), die Suche nach einem entlaufenen Kalb, Fahrt ins Tal, ungefähr 300 Kilo Brennholz schichten, Mittagessen (Rinderragout mit Nudeln, eine Folge „Stargate“, die Bettina aber „vorhersehbar“ findet), den eingestürzten Stapel Brennholz neu stapeln, Fahrt nach oben, Stallarbeit. Als die Arbeit um acht Uhr abends beendet ist, habe ich folgende emotionale Phasen durchlaufen: Optimismus, Leistungsseifer, Skepsis, tiefe Verzweiflung, Nihilismus, Müdigkeit, Wehklagen, dann ein kurzer Moment der Euphorie, weil das Stallradio „Sweet Child o’ Mine“ von Guns N’ Roses spielt. „Hat dir die Arbeit Spaß gemacht?“, fragt Bettina mich abends. „Hmmm ja“, mache ich noch. Dann falle ich ins Bett.

Wäre das Schicksal gnädiger gewesen mit der Familie, würde Peter diesen Hof gar nicht führen. Eigentlich hätte das sein großer Bruder Hans tun sollen. Hans, der älteste Sohn, der den Namen des Vaters trägt und dem immer alles leichtfiel in der Schule, der ein noch besserer Schwinger war als Peter. Doch Hans wollte nie Bauer werden, sondern Zimmermann. Mit 16 zwang ihn der Vater in die Bauernlehre. Hans beendete die Lehre, doch er arbeitete nicht lange als Bauer. Er begann eine zweite Lehre, schmiss hin, er wurde spielsüchtig. Als Peter zwölf Jahre alt war, bekam der Vater eine Diagnose vom Arzt: Lungenkrebs.

Die erste Nacht schlafe ich tief und wache viel zu früh auf. Beim Frühstück kündigt Peter an, dass wir heute zum Heuen gehen. „Und zwar mit der Sense.“ – „Wirklich?“ – „Nein. Du glaubst auch alles.“ Eine halbe Stunde später stehen wir mit Peters Schwiegervater Hans-Jürg, einem Mann mit einem grandiosen Schnauzer, und einem Berner



freue oder zumindest meistens. Außerdem: Wir nehmen erst mal nur vier Sendungen auf oder acht, und wir machen das am Stück, oder?

BÖHMERMANN: Ja, aber genau weiß ich das auch nicht.

SCHULZ: Und für „Schulz in the Box“ war ich mindestens zehn, zwölf Tage unterwegs.

Was dürfen wir erwarten?

BÖHMERMANN: Wir haben vier Gäste, und wer unsere Radiosendung kennt, der weiß, dass wir versuchen wollen, in den sechzig Minuten so nah wie möglich an dem zu sein, was wir für uns selbst halten.

SCHULZ: Ich werde einfach Jan nach vorne preschen lassen und versuche dann später, die Scherben einzusammeln.

Was genau ist das zwischen Ihnen: eine Partnerschaft? Eine Freundschaft?

BÖHMERMANN: Wir sind keine Freunde, aber wir schätzen uns. Ich glaube, wenn ich im Krankenhaus läge, würde Olli mich besuchen kommen.

SCHULZ: Genau. Aber nur, um Fotos zu machen und zu twittern. Einmal, als ich mit jemandem Streit hatte, sagte Jan zu mir: Letztlich geht es doch darum, dass wir am Ende unserer Tage auf der Beerdigung am Grab des anderen stehen würden. Bei uns ist es so: Wir können alles machen, haben aber einen Grundrespekt voreinander.

BÖHMERMANN: Wir sind einfache Arbeitskollegen. Plus x.

SCHULZ: Mit Benefit.

BÖHMERMANN: Arbeitskollegen, die sich gut kennen. Ohne über alles sprechen zu müssen.

SCHULZ: Und die sich über all das hier nicht definieren und nicht hinterfragen, warum alles so ist. Es läuft halt gerade gut.